FRAUENLIEBE / MÄNNERLIEBE

FRAUENLIEBE MÄNNERLIEBE

Eine lesbisch-schwule Literaturgeschichte
in Porträts

*Herausgegeben von
Alexandra Busch und Dirck Linck*

*Redaktionelle Mitarbeit:
Heide Kuhlmann*

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

<i>Bibliographische Angaben</i>	502
<i>Personenregister</i>	507
<i>Die Beiträge auf einen Blick</i>	518
<i>Bildquellen</i>	520

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Busch, Alexandra:

Frauenliebe, Männerliebe: eine lesbisch-schwule Literaturgeschichte
in Portraits / Alexandra Busch/Dirck Linck.

– Stuttgart ; Weimar : Metzler, 1997

ISBN 978-3-476-01458-0

ISBN 978-3-476-01458-0

ISBN 978-3-476-03666-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-03666-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1997 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1997

Vorwort

Es sind nicht die philologisch geschulten Interpreten, es sind Leser und Leserinnen, die die Literatur am Leben halten. Leser und Leserinnen unterscheiden sich von philologisch geschulten Interpreten durch den persönlichen Gebrauch, den sie von Literatur machen. Sie greifen sich eigensinnig aus der Literatur heraus, was sie in einem bestimmten Moment, in ihrer besonderen Situation gebrauchen können. Sie erlauben sich beim Lesen Interessen. Nicht immer, ohne dabei dem Text Gewalt anzutun; ohne Gewalt geht es beim akademischen Interpretieren nun aber erst recht nicht ab.

Lesbische Frauen und homosexuelle Männer sind gesellschaftlich in unterschiedlichem Maße marginalisiert, stehen aber als Homosexuelle bis in die Gegenwart hinein in gleichem Maße quer zu den Vorstellungen der normsetzenden Mehrheit von einer natürlichen oder historischen Ordnung. Bei ihren Versuchen, sich gegen ein Tabu zu erzählen, von und über einander zu lernen, sich zu erkennen und sich zu erkennen zu geben, greifen sie auf das Angebot der Literatur zurück, eine »gesteuerte Erfindung« (Sartre) zu machen, mit deren Hilfe Leser und Leserinnen etwas über sich und über die anderen herausbekommen können. Die Sprache der Literatur bewegt sich jenseits der Sprachen von Medizin, Theologie, Psychiatrie, jenseits der Sprache der Sozialwissenschaften, auch wenn all diese Sprachen tief in gerade das lesbische und homosexuelle Erzählen eingedrungen sind; weil sie tief in die Homosexuellen eindringen. Lesen ist die Erfahrung, daß man etwas auch ganz anders sehen und sagen kann. Gestern oder anderswo oder jetzt, in diesem Moment der Begegnung mit einem Text. – Die Herausgeber wollten, als sie an die Zusammenstellung dieses Buches gingen, ein Kompendium herzustellen helfen, das Schriftsteller und Schriftstellerinnen vorstellt, von deren Werken homosexuelle Leser und lesbische Leserinnen zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Kulturen diesen persönlichsten Gebrauch gemacht haben. Auf der Suche nach einer Identität oder bei dem Versuch, dieser Identität zu entkommen. Auf der Suche nach einer Sprache, nach Bildern, nach einer Geschichte. Nach Geschichten. – Gleichwohl wird das Buch nicht *pro domo* vorgelegt. Es macht mit Überlieferungen, Motiven, Werken, Fragestellungen bekannt, die von der traditionellen Literaturwissenschaft aus welchen Gründen auch immer vernachlässigt wurden. Auf dem Markt der konkurrierenden Interpretationen machen die Porträts gelegentlich das Angebot des Nabelliegenden. Sie tragen dann der Tatsache Rechnung, daß Literatur manchmal mit Gründen den Eindruck erweckt, sie handelte von der Homosexualität, von der sie handelt.

Wir fanden, daß nicht auch noch die Bücher etwas »leisten« sollten und sahen deshalb von dem ab, was Literaturgeschichten gewöhnlich zu leisten haben, den großen Linien, der methodischen Anwendungslogik, dem Fußnotenwissen. Von dem vor allem. Diese Literaturgeschichte in Porträts dachten wir uns als eine Sammlung von Geschichten über die lesbisch-schwule Literatur und ihre ProduzentInnen, für die das Schreiben über ihr Begehren und über die gleichgeschlechtliche Praxis, über Angst und Lust, Verbergen und Enthüllen oft genug dieselben oder ähnliche Funktionen hatte wie das Lesen für den schwulen Mann und die lesbische Frau.

Außer auf eine gewisse Orientierung an den Versuchs-Möglichkeiten der essayistischen Form mochten wir die BeiträgerInnen auf nichts verpflichten. Lexikalische Darstellungsformen wurden auf Türmen erfunden, sie verdanken sich dem Überblick und verabschieden Literatur, der sie ihren Ort zuweisen, in eine akademische Existenz. Das essayistische Porträt soll mit zweierlei überraschen: der Kontur, die die Porträtierten bekommen, und dem besonderen Blick der Beiträger und Beiträgerinnen, die ihre Lektüreerfahrungen vermitteln. Es war die Sammlung vieler Konturen und vieler Lektüreerfahrungen, die uns interessiert hat.

Die Essays laden Leser und Leserinnen ein, die literarische Rede über gleichgeschlechtliche Liebe und die Bilder gleichgeschlechtlichen Begehrens diachron durch die Jahrhunderte und synchron durch die verschiedenen Kulturen zu verfolgen. Anhand einzelner Autoren und Autorinnen, die tatsächlich nicht mehr repräsentieren können als sich selbst. Die Porträts machen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzen in den historischen Erfahrungen weiblicher und männlicher Homosexueller anschaulich, und wir verstehen dieses Buch auch als Angebot an schwule Leser und lesbische Leserinnen, die Ignoranz gegenüber der jeweils »anderen« Literatur zu überwinden. Die sexuellen Präferenzen der Porträtierten waren uns weniger wichtig als die Bedeutung, die ihren Werken in lesbisch-schwulen Lektüren zugewachsen ist.

Es gibt einen internationalen Kanon der lesbisch-schwulen Literatur so wenig wie es eine »Weltliteratur« gibt. Die je eigene und mehr oder weniger zufällige Auswahl aus den Literaturen der Welt, sie wird gerne für *die* Weltliteratur, für *den* »Homo-Kanon« gehalten. Die Herausgeber waren darum bemüht, möglichst viele jener Autoren und Autorinnen vorzustellen, die in *ihrem* Land/Kontinent/Sprachraum genannt werden, wenn schwule oder lesbische Literatur zur Sprache kommt. Dafür wird man manche Namen vermissen können, die zwar dem deutschen Kanon zugehören, aber jenseits der Grenzen wenig oder nicht bekannt sind. Vollständigkeit war weder möglich noch angestrebt, persönliche Präferenzen haben sich die Herausgeber bei der Diskussion über Aufnehmen oder Weglassen nicht verboten.

Der Zufall hat auch seine Rolle spielen dürfen: Nicht alle zugesagten Beiträge wurden abgeliefert, nicht über die Literaturen aller Regionen der Welt sind wir informiert. Wir entschieden uns für eine Regel mit Ausnahmen, daß nämlich nur Autoren und Autorinnen porträtiert werden, deren Werk wenigstens ausschnittsweise in deutscher Übersetzung vorliegt.

Wenn es den Porträts gelänge, für lesbisch-schwule Literatur, für schwul-lesbische Lektüren zu werben und ein weitergehendes Interesse am Facettenreichtum dieser Literatur zu wecken, würde das die Herausgeber freuen, die nachdrücklich nicht das Interesse hatten, einem weiteren Stück theoretisch hochgerüsteter Sekundärliteratur in die Welt zu verhelfen.

Alexandra Busch & Dirck Linck

Die in diesem Buch versammelten Portraits von mehr als fünfzig Autorinnen aus Asien, Afrika, Australien, dem pazifischen Raum, Nordamerika und Europa sind Beiträge zu einer Geschichte der Emanzipation lesbischer literarischer Thematik und frauenliebender Schriftstellerinnen. Indem sie von so unterschiedlichen Autorinnen wie Marguerite Yourcenar und Colette, Jeanette Winterson und Rita Mae Brown und so unterschiedlichen Texten wie den Gedichten Sapphos, den Romanen Virginia Woolfs, den erotischen Texten Regina Nösslers und den avantgardistischen Experimenten Gertrude Steins erzählen, zeichnen sie ein vielschichtiges, lebendiges und immer wieder aufs neue faszinierendes Bild weiblicher und lesbischer literarischer Produktivität und Kreativität. Sie machen neugierig auf bereits bekannte und einige im deutschen Sprachraum bislang weitgehend unbekannte Autorinnen und laden dabei zu literarischen Entdeckungsreisen in andere Kulturen und zur Auseinandersetzung mit der europäischen Literatur- und Diskursgeschichte ein.

Diese europäische Literatur- und Diskursgeschichte ist von der Antike bis zur frühen Neuzeit immer auch eine Geschichte der Ungleichheiten: Von Bildung und anderen Voraussetzungen kultureller Teilhabe jahrhundertlang mehr oder weniger ausgeschlossen, sind Frauen zwar von Anfang an beschriebene Objekte der von Männern verfaßten Literaturen gewesen. Sie hatten jedoch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein weder Gelegenheit, sich auch als Subjekte in diese Literaturen einzuschreiben (und damit individuell zu verewigen), noch die Möglichkeit, eine eigenständige kollektive literarische Tradition zu begründen und fortzuschreiben.

Wie Lillian Faderman in *Köstlicher als die Liebe der Männer*, der ersten Untersuchung über *Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute* (Zürich, 1990) gezeigt hat, beginnt die Geschichte der literarischen Darstellung der Liebe zwischen Frauen im siebzehnten Jahrhundert mit zahlreichen Schilderungen romantischer Freundschaften. Diese »romantischen Freundschaften waren in jeder Hinsicht Liebesbeziehungen«, provozierten die Gesellschaft aber nur dann, wenn Frauen versuchten, mit Hilfe dieser Freundschaften die ihnen gesetzten »Grenzen des Geschlechts« zu durchbrechen. Weibliche und lesbische Sexualität spielten zumindest in den literarischen Darstellungen und Entwürfen der romantischen Frauenfreundschaften keine Rolle.

Für die erotische Anziehung zwischen Frauen und die Vielfalt lesbischer sexueller Praxis jenseits von an männlicher Sexualität orientierten Vorstellungen gab es bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts keinen Namen und keine Worte. Im Unterschied zur männlichen (Homo-)Sexualität hatte die weibliche und erst recht die lesbische Sexualität bis zu dieser Zeit keinen Ort im Diskurs, sondern tauchte, wenn sie überhaupt der Rede wert befunden wurde, als Männerphantasie in literarischen Texten auf.

Im Unterschied zu schwulen Männern, die meist als per definitionem sexuell aktive Homosexuelle und nicht als Männer diskriminiert oder verfolgt wurden, wurden lesbische Frauen lange Zeit nicht in erster Linie als Lesben, sondern zunächst einmal als Frauen unterdrückt. Solange sie die patriarchalen Formen wahrten und die Grenzen der Geschlechterrollen respektierten, wurde ihr möglicherweise »abweichendes« sexuelles Verhalten ignoriert oder als temporäre Verlegen-

heitslösung toleriert. Wenn aber die eine oder gar beide Frauen an männlicher Macht oder männlichen Freiheiten teilhaben wollten, wurde die Illusion vom Lesbischen als pubertärer Laune oder altjüngferlicher ›Notlösung‹ zerstört.

Erst als Frauen im neunzehnten Jahrhundert der Zugang zu Bildung nicht mehr grundsätzlich verwehrt werden konnte und es ihnen möglich wurde, auch außerhalb von Ehe- und Familienzusammenhängen ein ökonomisch unabhängiges und kulturell und literarisch halbwegs eigenständiges Leben zu führen, konnten (Liebes-) Beziehungen zwischen Frauen zu einem über den etablierten, eng abgesteckten Rahmen romantischer Freundschaft hinausgehenden literarischen Thema werden: Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts begannen die ersten Autorinnen damit, sich nicht nur mit keuschen Gedanken oder hinter verschlossenen Türen, sondern auch mit niedergeschriebenen Worten und gebundenen Werken explizit auf andere Frauen und dabei auch auf andere Frauen als Objekte erotischen und sexuellen weiblichen Begehrens zu beziehen. Mit ihren oft leidenschaftlichen literarischen Schilderungen und Entwürfen wagten sie sich über die im Diskurs etablierten und geduldeten Bilder von frauenliebenden Frauen als Seelengefährtinnen und empfindsamen Freundinnen hinaus. Damit begingen sie die schlimmste Sünde, die das Patriarchat kennt – die Vertreibung des Mannes vom emotionalen und diskursiven Mittelpunkt der Welt. Das infolge der gesellschaftlichen Veränderungen jener Zeit ohnehin gekränkte und verunsicherte patriarchale System reagierte prompt und heftig – mit eben jenen Formen systematischer Diffamierung und lautstarker Pathologisierung lesbischer Frauen, die bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts wirksam geblieben sind und sich als heterozentristischer Subtext in eine Vielzahl von lesbischen Texten eingeschrieben haben.

Wenn wir uns heute auf die Suche nach »hinterlegten Botschaften«, nach der Geschichte lesbischer Thematik in der Literatur und den Biographien von Autorinnen machen, die Frauen ins Zentrum ihrer literarischen Diskurse stellen, werden wir in unterschiedlicher Form mit den (Folge-)Problemen des jahrhundertelangen Ausschlusses von (lesbischen) Frauen aus der Geschichte konfrontiert: Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts haben Leserinnen, Schriftstellerinnen und Forscherinnen die historische und literarische Traditionslosigkeit lesbischen Lebens, Lesens und Schreibens thematisiert und beklagt. Deutlichster Ausdruck dieser Traditionslosigkeit war noch in den sechziger Jahren die Lücke, die auf dem literarischen und literaturwissenschaftlichen Markt zwischen Sappho als einzig bekannter frauenliebender Dichterin der Antike und der englischen Schriftstellerin Margaret Radclyffe Hall klaffte, die 1928 mit *Quell der Einsamkeit* den ersten einem großen LeserInnen-Kreis bekannt gewordenen »lesbischen Roman« veröffentlicht hatte. Zu ihrer Zeit geschätzte Autorinnen wie Renée Vivien, Christa Winsloe oder Elisabeth Weirauch waren gründlich in Vergessenheit geraten, ihre Texte waren »verlorengegangen« und selbst für WissenschaftlerInnen kaum mehr zugänglich. Zwar gab es Biographien und Materialien zu »großen Schriftstellerinnen« wie Virginia Woolf oder Gertrude Stein – in diesen, meist von Männern verfaßten Portraits wurden die lesbischen Aspekte ihres Lebens und Schreibens jedoch häufig unterschlagen oder so lange »interpretiert«, bis von ihrer Sprengkraft kaum noch etwas übrig blieb.

Dank intensiver, mehr als zwanzigjähriger weiblicher Forschungsarbeit ist die

Vorgeschichte einer im heutigen Sinne ›offen lesbischen‹ Textproduktion von der Romantik bis zur neuen Frauenbewegung mittlerweile halbwegs rekonstruiert, sind die großstädtischen lesbischen Subkulturen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und die bisweilen haarsträubenden Rezeptionsgeschichten lesbischer Texte heute relativ gut erforscht. Wir wissen heute von lesbischen Nonnen, von Piratinnen, reisenden Frauen, von Cross-Dresserinnen, von einander liebenden und wertschätzenden (romantischen) Freundinnen und anderen, sich traditionellen Weiblichkeitsmustern verweigernden (lesbischen) Frauen. Wir wissen auch, daß lesbisches Leben und Lieben in den Nischen der westlichen Kulturgeschichte viel häufiger stattgefunden hat, als man lange Zeit behauptet und frau zu hoffen gewagt hatte: Eine Vielzahl von Biographien und Einzeluntersuchungen haben Schriftstellerinnen wie Annemarie Schwarzenbach, Djuna Barnes oder Vita Sackville-West einem breiteren Publikum als Autorinnen, die auch über lesbische Beziehungen geschrieben haben, vorgestellt und über die Insiderinnenkreise hinaus bekannt gemacht. Auf das im Zuge der neuen Frauenbewegung geweckte und seitdem ständig zunehmende Interesse der LeserInnen an ›lesbischen‹ Texten hat der literarische Markt reagiert: Lange verschollene Romane und Erzählungen wurden ausgegraben, wieder aufgelegt, erstmals veröffentlicht oder mit siebzig Jahren Verspätung endlich ins Deutsche übersetzt. Die großen Verlage erinnerten sich an ihre ›großen Autorinnen‹, und kleinere, häufig im Umfeld der Frauenbewegung entstandene Verlage begannen mit der Veröffentlichung von Autorinnen, deren Namen bis vor wenigen Jahren nicht einmal in sogenannten Fachkreisen bekannt gewesen waren. Parallel zu diesen literarischen (Wieder-)Entdeckungen entsteht seit Anfang der achtziger Jahre in Deutschland, anderen europäischen Ländern und den USA eine Fülle von neuen, lesbische Beziehungen und Lebensformen ganz explizit thematisierenden Texten, die breit rezipiert und diskutiert werden und noch einmal neue und andere Perspektiven auf die vielfältigen Möglichkeiten lesbischen Empfindens, Lebens, Schreibens und Lesens eröffnen. Die Auseinandersetzung mit diesen neuen und den älteren, heute wieder zugänglichen Texten schärfte den Blick der RezipientInnen für die Differenzen zwischen männlicher und weiblicher, heterosexueller, schwuler und lesbischer, aber auch für die Verschiedenartigkeit lesbischer Textproduktion.

In den letzten Jahren ist die Frage nach den tatsächlichen sexuellen Präferenzen sogenannter ›lesbischer Autorinnen‹ zunehmend in den Hintergrund getreten. Im Mittelpunkt des Interesses steht heute nicht mehr die sexuelle, sondern die literarische Praxis historischer oder zeitgenössischer Autorinnen: ›Lesbisch‹ in diesem Sinne sind alle Texte, die von den Autorinnen als ›lesbisch‹ bezeichnet oder von den RezipientInnen als ›lesbisch‹ identifiziert werden, weil sie die Liebe und/oder Erotik und Sexualität zwischen Frauen ins Zentrum ihres je eigenen literarischen Diskurses stellen.

Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts scheinen die so lange Zeit wirksamen, auf Dualismen wie ›vorher und nachher‹, ›schwarz und weiß‹, ›Sprache und Schrift‹, ›Frau und Mann‹ oder ›Natur und Kultur‹ aufbauenden phallo- und heterozentristischen Herrschaftsdiskurse wie Kartenhäuser in sich zusammenzufallen. Von besonderer Bedeutung sind all diese Entwicklungen nicht nur in Hinsicht auf die heutige Rezeption lesbischer Texte aus dem abendländisch-westlich geprägten Kul-

turkreis, sondern auch und gerade für die Auseinandersetzung mit Autorinnen und Texten aus anderen Kulturen: Seit den achtziger Jahren wächst das Interesse an frauenliebenden Frauen aus afrikanischen Kulturen, moslemisch geprägten Gesellschaften, dem pazifischen Raum, den ehemals kommunistisch regierten Ländern Osteuropas, aus Südamerika, China, Japan, Indien und anderen asiatischen Ländern. In vielen Ländern der Welt sind (lesbische) Frauen jedoch bis heute von der (Re-)Produktion literarischer Texte weitgehend ausgeschlossen. Die Beschäftigung mit Autorinnen, die in anderen Kulturen über Frauenliebe schreiben, konfrontiert mit all jenen Verständigungs- und Rezeptionsproblemen, die seit Jahren Thema interkultureller Diskussionen sind: Europäische Vorstellungen von lesbischen Beziehungen können nicht ohne weiteres auf andere Kulturen übertragen, frauenidentifizierte Autorinnen aus diesen Kulturen dürfen nicht ohne Rücksicht auf Verluste als »lesbische Schwestern« vereinnahmt werden: Die kulturell sehr unterschiedlich geprägten Vorstellungen von der individuellen und kollektiven Bedeutung der Liebe zu anderen Frauen müssen also ebenso respektiert werden, wie die blinden Flecken in den westlichen, mittlerweile etablierten lesbischen Diskursen immer wieder aufs neue reflektiert werden sollten. Auch dazu möchten die in diesem Buch versammelten Portraits im deutschen Sprachraum (noch) nicht so bekannter Autorinnen anregen.

Lesbische Autorinnen schreiben und schreiben noch heute in männlich dominierte Diskurse hinein, die u. a. der (Ab-)Sicherung heterosexueller Macht dienen. Die in diesem Buch vorgestellten Autorinnen nehmen, jede auf ihre ganz spezifische Art und Weise, Bruchstücke all dieser politischen, naturwissenschaftlichen, historischen, soziologischen, religiösen, psychologischen und literarischen Diskurse auf. Sie analysieren, demaskieren, bestätigen, dekonstruieren, akzeptieren, destruieren, ironisieren und/oder verwerfen sie – und eignen sie sich dabei schreibend an. Gleichzeitig etablieren sie jedoch neue, über das angeblich »Normale«, das Bekannte, Bestehende und Erlaubte hinausgehende Sicht-, Interpretations- und Schreibweisen. Auch in diesem Sinne sind die Literaturgeschichten, die dieses Buch erzählt, lebendige Zeugnisse weiblicher und lesbischer Selbst(er)findung – sie portraituren Frauen, die es in weniger als hundert Jahren geschafft haben, aus dem Erbe einer langen »Zeit der Verzweiflung« und des (Ver-)Schweigens eine Literatur zu erschaffen, die u. a. gekennzeichnet ist von unbeugsamem Stolz und raumgreifender Lust: Lust an der Provokation, Lust an weiblicher und lesbischer Kreativität und Lust am literarischen Schreiben als einem von vielen möglichen Wegen zu anderen Ufern. An diesen Ufern begegnen sich heute distinguierte *ladies of fashion*, böse Mädchen, ausgeschlafene Detektivinnen, selbstbewußte S/M-Lesben, *A Rose is a rose is a rose* . . .-Botschafterinnen, gelangweilte Liebhaberinnen, blaue Eselinnen, vermeintlich biedere Vorstadthausfrauen, Orlandos/as jeder Art, afrikanische Freundinnen, Kesse Väter, frustrierte Dichterinnen, lesbisch lebende Frau-zu-Mann-Transsexuelle und Djuna-Barnes-Adeptinnen mit *Solange es Frauen gibt, wie sollte da etwas vor die Hunde gehen?*-Plakaten.

An diesem Buch haben Schriftstellerinnen, Wissenschaftlerinnen, Übersetzerinnen, Publizistinnen und Verlegerinnen, ältere, jüngere und alterslose Frauen, Frauen, die ihre Manuskripte mit der Hand schreiben, und Frauen, die ihre Manuskripte an

Hightech-Computern erstellen, lesbisch, heterosexuell und ganz anders lebende, schwarze, weiße und vielfarbige Frauen, kinderlose, kindische und kinderreiche Frauen aus Australien, Amerika, Afrika und Europa zusammengearbeitet. Darauf verzichtend, mit ihren Texten ein einheitliches Bild *der* lesbischen Autorin zu (re)produzieren, stellen sie in ihren mehr als fünfzig Beiträgen ganz unterschiedliche Perspektiven auf lesbische Literaturtraditionen, verschiedene Rezeptionsweisen und Schreibstile zur Diskussion. Sie bestätigen, widersprechen, unterstützen und kommentieren einander – und sind dabei selbst schon wieder Teil aktueller und lebendiger weiblicher und lesbischer Textproduktion.

All diesen Autorinnen, die mit ihrem Wissen und ihrem Engagement aus vielen guten Ideen ein wunderbares Buch haben werden lassen, gilt mein ganz besonderer Dank.

März 1997

Alexandra Busch

Vorworte sind für ihre Texte ein Problem. Weil das Buch, dem sie vorstehen, die Antwort auf die Fragen ist, wovon es handelt, wie es organisiert ist und warum es geschrieben wurde. Von der Suppe erfahre ich etwas beim Essen, nicht beim Lesen des Rezepts.

Man kann dann immer noch reklamieren, daß der Suppe etwas gefehlt hat. Das Kraut, das Mutter immer nimmt. Irgendwas fehlt immer. Köche lavieren zwischen den zur Verfügung stehenden Vorräten, dem mutmaßlichen Geschmack der Gäste und dem, was ihnen ihre Kochsehre gebietet. Auf manche Zutaten können sie nicht verzichten, auf manche wollen sie nicht verzichten und manche kommen auf keinen Fall in die Suppe. – *Nicht solange ich hier der Koch bin.*

Die Köche machte ich mir zum Vorbild, als zu diskutieren war, welche Autoren porträtiert werden sollten. Man nehme: Viel Klassisches, weil sich das mit Gründen bewährt hat; nicht bloß heimische Spezialitäten, denn andere Länder haben auch klassische Gerichte (die kennen wir nur nicht so gut); etwas, mit dem der Koch sich selbst erfreut, weil es nach seinem Geschmack ist. Dinge, gegen die der Koch allergisch ist, wird er nur verwenden, wenn es sich gar nicht vermeiden läßt.

★

Am 16. April 1853 schlägt sich in Königsberg der Philosoph Karl Rosenkranz mit dem Problem Vorwort herum. Er soll in seine gerade fertiggewordene *Ästhetik des Häßlichen* einleiten. Die ist bis heute ein wichtiges Werk geblieben. Rosenkranz hat sie sehr pedantisch durchgearbeitet; eben das, wird ihm klar, macht ihn angreifbar. Was hat einer, in dessen Zuständigkeit das Schöne fällt, für Gründe, derart genau Dreck, Kot, Verkrüppelung, Gewalt als ästhetische Phänomene zu untersuchen? Warum wohl wird sich einer mit der ethisch verwerflichen, also ästhetisch widrigen Päderastie beschäftigen, die nämlich – darum kommen Rosenkranz und sein Kum-

mer mit dem Vorwort hier überhaupt zur Sprache – in bis heute nicht beendeter idealistischer Tradition Unnatur ist und deshalb ästhetisch zum Bereich des Ekelhaften gehört. Rosenkranz hat einen Verdacht abzuwehren. (Weils grad so schön paßt: Mein nächstes Vorwort destilliere ich aus den bei mir versammelten Begründungen mancher Kollegen, warum sie es – grundsätzlich – ablehnen, an einem Buch zur lesbisch-schwulen Literaturgeschichte mitzuwirken und warum gerade dieser – ihr – Autor dort nun wirklich nicht hineingehört. Bei dem müsse man genauer hinschauen. Für den seien sie Fachmann.)

Warum eine Ästhetik des Häßlichen? Rosenkranz gibt dem ersten Impuls nach: »Und warum nicht?« Hier hätte er schließen können, vielleicht auch wollen. Vor allem sollen. So schließt aber kein deutscher Philosophieprofessor. Auch damals nicht.

Eine erkenntniskritische Einleitung ist fällig. Die gegen die Regeln der Poetik angefertigte Literatur wolle er begrifflich bewältigen. Romantik, Vormärz, die Franzosen. Heine und die Folgen. Rosenkranz ist aufgefallen, daß die Schriftsteller sich zunehmend an ihren Themen und nicht an den Regeln interessiert zeigen. Sie richten die Ordnung ihrer Kunstwerke nicht mehr an den sittlichen und politischen Ordnungssystemen aus. Ihre Kunst kritisiert diese Systeme. Die Leute machen scheinbar, was sie wollen. Sie finden ihre Themen im Wirklichen und im Imaginären. Und, vor allem, sie begreifen diese Themen als in sich selbst berechtigt. Das, den Verzicht auf einen Bezug zum Idealen, hatte Hegel, der akademische Lehrer von Rosenkranz, verboten. Das sei modisches »leeres Interesse« am Ekelhaften, Rohen, Schwächlichen, Amorphen, Bösen. Für ernsthafte Menschen ist Mode indiskutabel. Warum diese Mode trotz des Zornes der Mandarine anhält, will Rosenkranz verstehen. Er will die moderne Kunst verstehend neu verregeln. Und nutzt sein Vorwort, um sich als Asket zu präsentieren. Nichts als die Wahrheit.

Trotz Schiller – »da unten aber ist's fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht« – habe er es auf sich genommen zu schauen, was die Gesetze und die Götter (für einen Hegel-Schüler ist das eins) gnädig bedecken mit Nacht und Grauen. »Ich habe gewisse Dinge beim Namen nennen müssen.« Einer muß es ja immer machen. Und schließlich ist der Wissenschaftler kein Mensch: »Die Wissenschaft selbst aber folgt nur ihrer Notwendigkeit. Sie muß vorwärts.« Es drängt sie, der Weltgeist. Auch wenn dem einzelnen Wissenschaftler – jetzt ist Rosenkranz da, wo er hinwollte – zu dem abzuarbeitenden Gegenstand »keine individuelle Neigung angeboren« ist. Die Differenz von Subjekt und Objekt der Forschung hat er hergestellt. Rosenkranz weist sich als seriöser Wissenschaftler aus. Er legt dar, daß ihn keinerlei *persönliches* Interesse an seine Gegenstände bindet, sondern etwas Höheres: Erkenntnisinteresse. »Aus Resignation« habe er sich zur Arbeit entschlossen, weil ihm »die Notwendigkeit derselben für das Gemeinwohl« aufgegangen sei.

Dann braucht Rosenkranz 400 Seiten, um das Häßliche begrifflich in den Griff zu kriegen als das »Negativschöne«, das »statt des Erhabenen das Gemeine, statt des Gefälligen das Widrige, statt des Ideals die Karikatur erzeugt«. Mit einem Leser, der das Gemeine nicht für gemein hält, dem das Widrige gefällt und der in der Karikatur eine genaue Darstellung seiner Realität findet, darf Rosenkranz nicht rechnen. Es würde alles durcheinander gehen. Vernünftige, sich also ums Eigenwohl kümmernde,

Leser haben seine *Ästhetik des Häßlichen* gleichwohl gern als Literaturtip benutzt. Das Häßliche – der Leser möge sich, so schwer das fällt, unter dem Häßlichen bitte immer auch die Homosexualität vorstellen, die Rosenkranz dann in Abschnitt 3, Teil B, genauer als »Verkehrung des Naturgesetzes durch die Freiheit oder richtiger Frechheit des menschlichen Willens« bestimmt –, das Häßliche ist nicht aus eigener Berechtigung, sondern nur als wesenlose Negation des Idealen, von dem es nicht loskommt. Eine Reverenz an den großen Königsberger vor ihm, der den sich gegen das Naturgesetz entscheidenden Päderasten gnadenlos verwarf, weil man sein Handeln mit Rücksicht auf den wünschbaren Fortbestand der Gattung nicht zum Modell gesamtgesellschaftlicher Praxis machen kann. Wenn das jeder machte.

Keine Minute gibt Rosenkranz zu erkennen, daß mit dem Idealen etwas nicht in Ordnung sein könnte. Das Häßliche und Böse bleibt ohne ontologischen Begriff. Der Mörder ist nur da, um zu beweisen, daß die Polizei funktioniert. – Was sollten die Ekelhaften, Rohen, Schwächlichen, Amorphen, Bösen von sich denken, die das lasen? Wie ist man homosexuell in solcher Gesellschaft?

Ihr fehlt der Segen der Natur und des Lebens – das möge ihr Stolz sein, ein allerschwermütigster Stolz, aber sie ist gerichtet damit, verworfen, gezeichnet mit dem Zeichen der Hoffungslosigkeit und des Widersinns. Nicht-Segen, das ist Unsegen, ist Fluch, wo es sich um Natur und Leben handelt; und ein Fluch schwebt unverkennbar über dieser freien, allzu freien Liebe.

Thomas Mann über die homosexuelle Liebe.

Das ist die Konstellation, die von einer schwulen Literaturgeschichtsschreibung dargestellt wird. Sie beschreibt, welche Spuren die Erfahrung, durch gleichgeschlechtliche Praxis oder gleichgeschlechtliches Begehren in den Bereich des ethisch und ästhetisch nicht Zulässigen geraten zu sein, in der Literatur hinterlassen hat. Und sie beschreibt einen Geschichtsprozeß, in dessen Verlauf Homosexuelle es lernten, sich nicht mehr unter Bezug auf das Allgemeine zu erzählen, sondern eine Existenz und eine Sexualität aus eigener Berechtigung zu entwerfen. Dieser Emanzipationsprozeß, der eine explizit schwule Literatur produziert, hat gerade erst begonnen und ist allzeit gefährdet. Er spielt in den Porträts eine vergleichsweise geringe Rolle. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Literaturen betreffen, in denen der Emanzipationsprozeß erst später sichtbar wurde, endet die Darstellung, soweit es sich um die männlichen Autoren handelt, in den 60er Jahren, in denen manches endlich endete. Mir ging es bei der Zusammenstellung des Bandes darum, Momente der Vorgeschichte schwulen Erzählens anschaulich zu machen, die in aller schwulen Literatur aufgehoben bleiben. Es ging mir auch um Ähnlichkeiten und Differenzen der verschiedenen Homosexualitäten. Das erotische Interesse des Mannes am Mann und das aus ihm erwachsende literarische »Lob des Mannes« (Hubert Fichte) stellen offenbar in allen nach- und nebeneinander existierenden Gesellschaften für die normsetzende Mehrheit ein Problem dar. Nur ist das nicht überall das gleiche Problem, und nicht überall findet sich die gleiche Form des erotischen Interesses. Nicht überall die gleiche Weise des poetischen Männerlobs. Nirgendwo aber fehlen Ähnlichkeiten ganz. Die reine Differenz gibt es nicht. Die Mitarbeiter und Mitarbei-

terinnen dieses Bandes stellen, ohne Resignation, Werke und Autoren vor, die mit ihren Ähnlichkeiten und Differenzen zu Teilen der Geschichte der Homosexuellen wurden.

Rechtfertigt das dieses Buch? – Und warum nicht?

Alles gehört zum Prinzip: die Nichtbeachtung der außenseiterischen Subjektivität; die ungeduldige Verlegenheit vor Einsamkeiten, welche nicht durch das Kollektiv geteilt werden. Allein ob die permanente Aufklärung noch eine Chance hat in der Aktualität und Zukunft, muß an jenen Außenseitern der Gesellschaft demonstriert werden, die als Monstren geboren werden. Ihnen leuchtet nicht das Licht des kategorischen Imperativs, denn ihr Tun kann nicht zur Maxime einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit gemacht werden.

Im Sodom-Kapitel seines Buchs *Außenseiter* hat Hans Mayer anhand einzelner Autoren historische Konstellationen dargestellt, auf die ›homosexuelles Erzählen‹ sinnlich-praktisch reagierte. Mayer nahm das Besondere nicht mehr aus der Perspektive des Allgemeinen in den Blick. Ohne *Außenseiter* ist die literaturwissenschaftliche Homosexualitätsforschung in Deutschland nicht denkbar. Hans Mayer konnte am 19. März 1997 in Tübingen seinen 90. Geburtstag feiern. Ich möchte ihm mit diesem Buch einen Dank abstatten. Nicht nur für die *Außenseiter*.

Hannover, März 1997

Dirck Linck